Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 6 Sonnabend, den 14. Januar 1928 41. Jahrgang

Katastrophen und ihre Lehren.

Das Jahr hat böse begonnen. Aus aller Welt erhalten wir Hiobsbotschaften, die uns das Blut erstarren machen. Die Blizzard-Katastrophe in Nordamerika wird von der furchtbaren Wassersnot in England und vor allem in London abgelöst. Erschreckend mehren sich die Nachrichten von Eisenbahn-, Auto- und Schiffsunfällen, in deren Chronik um ein Haar an hundert und mehr fröhliche deutsche Bodenseebesucher als unglückliche Opfer verzeichnet worden wären, wenn nicht im letzten Augenblick die Rettung gelungen wäre. Auch der weiße Tod geht wieder in den Bergen um und reißt manches am Morgen noch frisch und wagemutig von der Hütte aufgebrochene Menschenkind jählings mit seinen Schneemassen in die gähnende Tiefe. Schauder erweckte wohl überall im deutschen Vaterland das entsetzliche Explosionsunglück im Nordosten der Reichshauptstadt, dem siebzehn Unglückliche zum Opfer gefallen sind. Die grauenerregende Erscheinung des sogenannten „Parallelismus der Geschehnisse“ hat leider auch hier eingesetzt. Noch waren die Aufräumungsarbeiten in der Landsberger Allee zu Berlin nicht beendet, da suchte das grausame Schicksal in Gestalt explosiver Gase schon eine Villa im Westen der Reichshauptstadt heim. Ueberall scheint Tod und Verderben zu lauern und unzählige arme Opfer des Verkehrs, des Berufes, aber auch — wir wollen es nicht beschönigen — des eigenen Leichtsinnes werden von einer Minute, ja von einer Sekunde zur anderen in namenlose Leiden oder gar in den Tod gestürzt. Die Erinnerung an die liebenswürdige jugendliche Tänzerin Lucy Kieselhausen, die am zweiten Weihnachtsfeiertage der Explosion einer kleinen unscheinbaren Benzinflasche zum Opfer fiel, sollte uns zu denken geben. Die meisten Unglücksfälle, ja selbst große Katastrophen, sind von uns selbst verschuldet. Kleine Zufälle vermehren noch die Ausmaße solcher schrecklichen Ereignisse, die in ganz kurzer Zeit Glück, Leben, Gesundheit und Gut ins Nichts zerstieben lassen. Ein aus Lässigkeit aufgedreht zurückgelassener Gashahn, der mittelst Gas gesuchte und meist gefundene Freitod eines Lebensmüden, die Fahrlässigkeit nur eines gegen die Vorschriften handelnden Mannes in einem großen Betriebe, — die Handlung auch nur einer Sekunde, eine kleine Vergeßlichkeit — alle setzen das Leben oft vieler Mitmenschen aufs Spiel. Oft geht es gut. Wie wir aber aus der sich furchtbar mehrenden Unfallchronik unseres kaum begonnenen Jahres mit Grauen ersehen, greift die Hand des Geschickes auch sehr oft furchtbar in das rastlose Triebwerk unserer Tage. Erschütternd müssen wir es uns schon gestehen, daß sich die durch Technik und Geist unterjochte und dienstbar gemachte Materie doch hier und da wieder frei zu machen bemüht und grausam an ihren Unterdrückern zu rächen weiß. Noch immer hassen die Elemente das Gebild aus Menschenhand. Den ungeheuren Auswirkungen von Erdbeben, gewaltigen Orkanen, Feuersbrünsten, Wasserfluten ist selbst unsere Technik mit allen ihren Wundern, die wir mit Recht immer wieder nur bestaunen können, nicht gewachsen. Auf den Wogen des Meeres, in der Tiefe der Bergschächte, droben auf den klaren Firnen und Gipfeln, im brausenden Expreßzug oder im kühn über die Lande dahinschwebenden Flugzeug, ja letzten Endes selbst in unsern eigenen bescheidenen vier Wänden, in unserm trauten Heim, — überall und überall weiß uns Gevatter Tod zu finden; überall und zu jeglicher Stunde müssen wir uns bereithalten, dem Schicksal Rede und Antwort zu stehen. Wir können und dürfen nicht hochmütig und selbstbewußt glauben, daß wir die Herren der Welt sind. Ein höherer Herr steht droben, Gott, Schicksal, wie man das unbekannte und doch in uns und um uns dauernd schaffende und wieder zerstörende Wesen auch nennen mag, und wird uns richten zu seiner Zeit. Was wir aber tun können, unser Schicksal selbst zu schmieden das sollten wir nicht versäumen. So mögen die Erfahrungen, die wir in harten Prüfungsstunden gesammelt haben, uns und unserer Mitwelt zu gute kommen und uns lehren, vorsichtiger, sorglicher und klüger auch im rasenden Rhythmus und Getriebe des Alltags zu sein, um uns, unsere Lieben und alle Mitmenschen nach unserm bescheidenen Vermögen vor Schaden und Schicksalsheimsuchungen zu bewahren.

Risikoträger.

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Nur derjenige, der es am eigenen Leibe erlebt hat, weiß, was es heißt, Risikoträger zu sein. Wer regelmäßig alle Woche oder alle Monate seinen Lohn oder seinen Gehalt empfängt, kann wohl Sorge haben, auszukommen, er kann aber, — sofern er nur eine solide Wirtschaft treibt und nicht über seine Verhältnisse lebt —, nicht in Schulden geraten oder gar in eine schwere Daseinskrise stürzen. Die Lohn- und Gehaltsempfänger sind auch in ihrer Mehrzahl vor den materiellen Gefahren gesichert, die ihnen und ihren Angehörigen durch Krankheit, Unglücksfall, Invalidität oder Tod drohen. Demgegenüber haben diejenigen, die selbstverantwortlich einen Wirtschaftsbetrieb führen, keine Gewähr dafür, daß ihnen auch nur die bescheidensten Daseinsmöglichkeiten gesichert bleiben. Sie erleben Zeiten nicht nur ausreichenden, sondern sogar reichlichen Verdienstes, aber auch andere Zeiten, in denen sie nicht nur nichts erwerben, sondern sogar noch aus ihrem eigenen Vermögen zusetzen. Im Gegensatz zu denen, die man vielleicht als „Staatsrentner“ im weitesten Sinne des Worts bezeichnen kann, bilden die selbstverantwortlich Wirtschaftenden, die „Risikoträger“. Sie stehen nicht nur zu den gesicherten Existenzen, sondern auch zu den jedes Risikos enthobenen Betrieben der öffentlichen Wirtschaft in einem Gegensatz. Sie haben Steuern zu zahlen, — die nicht einmal immer an die erzielten Geschäftsgewinne anknüpfen, — sie müssen das angelegte Kapital ausreichend verzinsen, haben große Schwierigkeiten, den neuen Kapitalbedarf zu erträglichen Bedingungen zu decken und tragen das volle Risiko der Rohstoffbeschaffung und des Absatzes. Diese Risikoträger sind es, auf welche die öffentlichen Organe zurückzugreifen gezwungen sind, wenn infolge einer allgemeinen Ungunst [illegible] der Konjunktur das freie Einkommen der Rentenempfänger und Rentenanwärter sinkt, und wenn dann die öffentlichen Zuwendungen an solche Personen erhöht werden müssen. Aber die Ungunst der Konjunktur lastet ja auch auf den erwähnten Risikoträgern, schmälert ihre Einkünfte und macht sie gegenüber dem öffentlichen Finanzbedarf weniger leistungsfähig als zuvor.

Vom Standpunkt unserer nationalen und wirtschaftlichen Zukunft aus gesehen, ist der Rückgang der Zahl der Risikoträger eine ernste Gefahr. Ein Rückgang der Krisengefahren ist leider nicht zu erwarten, — im Gegenteil. Da wir jetzt vom Auslande wirtschaftlich viel abhängiger sind als vor dem Kriege, sind unsere eigenen Bemühungen auf Eindämmung der Krisengefahren fast völlig zur Ergebnislosigkeit verurteilt. Unsere Reparations- und unsere privaten Darlehensgläubiger können bis zu einem gewissen Grade die Hauptschwere einer Wirtschaftskrise auf uns abwälzen, indem sie uns die Kapital- und Rohstoffversorgung erschweren und ihren Einfluß aufbieten, um uns die ausländischen Absatzmärkte zu sperren oder doch einzuengen. Wenn wir also leider feststellen müssen, daß die Gefahr wirtschaftlicher Rückschläge nicht weniger dringend geworden ist, als sie es bisher war, so ist es nicht ungefährlich, die Kreise der wirtschaftlichen Risikoträger noch weiter zu verkleinern. Wer ist denn eigentlich Risikoträger in der Wirtschaft? Es sind alle Privatunternehmer, soweit sie nicht ein Monopol genießen oder durch irgendwelche Stellen einen unter allen Umständen gesicherten Absatz gewährleistet erhalten haben. Zu den Risikoträgern gehören also die Kleingewerbetreibenden genau so gut wie die Industriellen, die Inhaber von Kleinhandelsgeschäften nicht weniger als die Groß- und Ueberseehändler, die Hersteller ebenso wie die Inhaber von Reparaturbetrieben. Es wäre sehr schön, wenn es möglich wäre, allen wirtschaftlichen Existenzen das Risiko abzunehmen. Aber das ist unmöglich. Wo es versucht worden ist, — z. B. in Sowjetrußland —, hat man damit kläglichen Schiffbruch erlitten. Darum sollten diejenigen Männer, denen die Führung unserer politischen und wirtschaftlichen Geschicke anvertraut ist, überlegen, ob wir auf dem bisherigen Weg der Schaffung immer neuer Staatsrentner und der weiteren Verringerung der wirtschaftlichen Risikoträger fortschreiten dürfen, ohne Gefahr zu laufen, daß uns das kunstvolle Gebäude bei dem ersten großen Sturm zusammenbricht.

Jugend und Alkohol.

Die „Bockbier-Saison“ hat begonnen. Außerordentlich zahlreich jetzt die großen und kleinen Gaststätten, die durch die sonderbarsten Plakate draußen und die phantastischen Ausschmückungen innen das Publikum beiderlei Geschlechts anlocken, dem dunklen Naß des „Bockbieres“ ein Opfer zu bringen und sich dem ungebundensten „Freuet euch des Lebens“ hinzugeben. Und wer in diesen Sturm der Lebensfreude hineingerät — gleich, ob gewollt oder ungewollt — der wird mehr oder weniger einfach mitgerissen. Nun schadet es ganz gewiß keinem Menschen, wenn er einmal gleichsam wie auf leichten Flügeln sich über alle Sorgen des Lebens erhebt oder erheben wird — wenn er nur dabei die Grenzen der Vernunft nicht überschreitet. Für den, der die Menschen auch gerne beobachtet, wenn sie sich der ungebundenen Freude hingeben, gibt es in diesen Tagen viel Interessantes, aber auch Abstoßendes zu sehen. Dazu gehört z. B., wenn ein Uebermaß des tückischen braunen Gerstensaftes seine Wirkung ausübt und dann das zunächst harmlose Narrenspiel sich in unangenehmen Ernst verwandelt. Bedenklich, ja sehr bedenklich, wenn sich die Jugend so von 16—20 Jahren beiderlei Geschlechts dem Alkohol so weit hingibt, daß sie die Besinnung verliert und etwas tut, was sie vielleicht lebenslang bereuen muß. Wir sind ja leider in Deutschland in bezug auf Alkoholverbrauch jetzt beinahe wieder auf „Friedensstand“ angelangt. Es wurden nämlich laut Statistik im Jahre 1926 bereits 48 076 000 Hektoliter Bier oder 76,3 Liter pro Kopf verbraucht. Dazu kommen dann noch die nicht kleinen Mengen an Wein, Schnäpsen und Likören sowie sonstigen alkoholhaltigen Getränken. An diesem gewaltigen Konsum hat unsere Jugend — soweit sie nicht alkoholgegnerisch ist — einen ganz beträchtlichen Anteil. Ohne ein Gegner jeden Alkoholgenusses überhaupt zu sein, muß man doch zugeben, daß der ständige und vor allem der übermäßige Alkoholgenuß die physischen, psychischen und moralischen

---

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

1.

„. . . also leben Sie wohl und behüt' Sie Gott,“ sagte Professor Carsten und hielt Sohrs Hand in der seinen.

Das war Abschied.

Sohr sah dem alten Herrn, der sich so lange um ihn bemüht hatte, fest in die Augen, sagte aber nichts und wußte auch nicht, was er hätte sagen sollen. Es wäre wohl für ihn das Richtige gewesen, wortlos zu gehen. Das aber konnte er nicht, weil der Professor seine Rechte immer noch mit beiden Händen schüttelte und drückte.

„Wir lassen Sie nur ungern fort, aber wir lassen Sie fort,“ redete der Professor weiter. „Des Menschen Wille ist nicht immer sein Himmelreich, mein lieber Sohr. Bei Ihnen schon gar nicht. Geben Sie sich keinen Täuschungen hin, Sie sind immer noch Patient und noch lange nicht gesund. Da Sie aber durchaus wollen, dann nochmals: Mit Gott und alles Gute.“

Sohr lächelte zu den Worten des Alten, zog seine Rechte aus der des Arztes und strich sich über die Stirn.

„Mit Gott und alles Gute,“ wiederholte er. „Hm — na ja, sowas muß es auch geben,“ drehte sich um und schritt der Tür zu.

Dort stand Schwester Marianne, die ihn gepflegt hatte. Sie stand da wie Mensch gewordene Güte und Ergebenheit, an den Türpfosten gelehnt, in einem Sonnenstrahlenbündel, das durch das Fenster fiel.

„Na, Schwesterlein, auch ein Wort von Gott und dem Guten für mich gänzlich Verlorenen?“ fragte er, aber Schwester Marianne schüttelte nur den Kopf. Sie kannte ihn ja. Den Gott, den er verloren hatte, konnte ihm nur das Leben wiedergeben.

„Das Schweigen danke ich Ihnen, Schwester,“ sagte Sohr, „für die Pflege bringe ich es nicht fertig. Sie hätten mich in die Binsen gehen lassen sollen. Dafür hätte ich noch im Grabe für Sie gebetet. Wär' zwar auch Unsinn gewesen, aber immerhin: Denen, die glauben, soll's helfen.“

Und zwischen Tür und Angel wendete er sich noch einmal um und sagte: „Es war Pfuscherarbeit, Herrschaften, die ich seinerzeit vollbrachte. Die Praxis fehlte. Wenn es wieder so trifft, geht es besser,“ und schritt über die Schwelle.

Im Geschäftszimmer nahm er seinen Koffer in Empfang. Auf der Straße empfing ihn das Leben.

* * *

Wie lange hatten die Aerzte und Schwestern des roten Backsteinkastens, der da hinter ihm lag, gebraucht, um den Zerschundenen zusammenzuflicken und wieder notdürftig auf die Beine zu stellen? Sohr rechnete.

Genau dreizehn Wochen waren es. Das bedeutete einundneunzig Tage Liebe, Güte, Aufmerksamkeit und schweigendes Dienen um einen Kerl wie er war, also um ein Etwas, um das es sich nicht lohnte.

Daß es so etwas noch gab.

Er schüttelte den Kopf. Dann drehte er sich um und blickte die Front des Gebäudes entlang.

Charité — Krankenhaus stand in goldenen Lettern am Eingang.

„Charité“ — dachte Sohr — „das heißt christliche Liebe und ist gut bezeichnet, aber warum Krankenhaus für mindestens zehn Gebäude? Da wäre doch der Plural richtiger gewesen.“

Ihn störte das unfreundliche Aussehen der Gebäude. Er konnte das Aeußere mit dem darin herrschenden Geiste nicht in Einklang bringen, deshalb ging er die Straße rechts hinauf, um den ganzen Komplex zu umgehen. Er mußte sehen, ob da nicht doch irgendwo eine Abwechslung war in dem rotsteinernen Einerlei, gab es aber bald auf — es war eines der Häuser so nüchtern und kalt wie das andere.

Er hatte sonderbare Gedanken an diesem Morgen und keine erfreulichen.

„Krankenhäuser,“ dachte er, „Zuchthäuser, Gefängnisse, Polizeipräsidien, Kasernen, Gemeindeschulen und andere für die innere und äußere Wiedergeburt der Menschen errichtete Institute müssen sich wahrscheinlich gleichen. Die Spiritus rectoricis werden schon ihre Absicht dabei haben. nur die Kirchen dürfen eine Ausnahme machen aus wer weiß was für Gründen. Wahrscheinlich weil sie nur Sonntags in Gebrauch sind. Sie nutzen sich weniger ab.“

Als er die Luisenstraße zurückkam, fiel ihm das Denkmal auf, das man da förmlich an die Mauer geklebt hatte. Er war doch eben erst vorbeigegangen und hatte es nicht gesehen.

Albrecht von Gräfe — stand unter dem lebensgroßen Bronzebild.

Wer war denn der gewesen? Allem Anschein nach einer, der die Blinden sehend gemacht hatte, damit sie klaren Blickes das Unglück in der Welt betrachten konnten, damit sie nicht mehr nötig hatten, immer nur in sich hineinsehen zu müssen und in die Welt hineinzulauschen, nein, damit sie auch ihr Teil bekamen von all dem Schönen, Großen, Edlen und Guten, das dieses Leben erst lebenswert machte.

Es sollte keiner vor dem anderen etwas voraus haben, auch Mitleid und Teilnahme nicht, die Blinden und Kranken selbst ein Unmensch nicht versagt.

Ihr Toren! Als ob nicht die Nacht voller Zauber ist und der Tag voller Grauen.

Zu beiden Seiten des Monumentes war Melchthals Klage um das Licht des Auges in Stein gemeißelt. Und Sohr sprach sie leise vor sich hin:

„O, eine edle Himmelsgabe ist
das Licht des Auges! Alle Wesen leben
vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf — — —
die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.“

Nur diese vier Zeilen standen dort und ungewollt vollendete er das Fehlende:

„Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht
im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
die roten Firnen kann er nicht mehr schauen.
Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen — —
das ist ein Unglück.“

Wie oft hatte ihn diese Klage erschüttert! Heute kam ihm nur ein bitteres Lächeln an. „Leben und nicht sehen — ein Unglück? Wo denn? Ein Glück ist das, aber kein Unglück! Nicht sehen — und nichts sehen — ist Glück. Da drinnen in diesen Häusern war es zu Hause das Glück. Da war man abgeschlossen von der Welt, da konnte das Außenstehende nicht herein, da war man blind für das Draußen. Da war man geborgen vor den Menschen und ihrem Tun.

Ein kleines Mädchen stand auch an dem Eisengitter vor dem Denkmal. Es hatte dem Monument den Rücken zugekehrt. Offensichtlich interessierte es der Lebende an ihrer Seite, der da unverwandt auf die Mauer starrte und ab und zu unverständliche Worte murmelte, mehr als das Bronzebildnis.

Sohr sah dieses kleine Menschenkind nicht, das immer näher an ihn heranrückte. Er sah auch das Monument nicht mehr und die steingemeißelten Buchstaben, aber ein Gehöft sah er in weiter, weiter Ferne, das lag mitten im Grünen und rundum wogte auf weiten Feldern ein Meer von goldgelben Aehren und darüber hinaus träumten die Berge, und an leuchtenden Morgen glitzerten an Millionen Grashälmchen blinkende Tröpfchen — die Tränen der scheidenden Nacht — in der Sonne. (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280115-10/fragment/page=0001

Kräfte des Menschen lähmt und damit zu einer Volksgefahr wird. Daß bei Jugendlichen, deren Körper und Seele ungleich zarter sind und deren Charakterstärke noch viel weniger groß ist als bei ausgereiften Menschen, der Alkohol weit schlimmere Verwüstungen anrichtet, leuchtet ohne weiteres ein. In Erkenntnis dessen wird seit vielen Jahren ein scharfer Kampf darum geführt, nach Möglichkeit unsere Jugend vom Alkohol fernzuhalten. Auch ein großer Teil der Jugend selbst bekennt sich zur Abstinenz — was vom Standpunkt der Volkswohlfahrt aus zu begrüßen ist. Aber noch ist der Weg sehr weit, ehe ganz allgemein die Erkenntnis von den Verheerungen des Teufels Alkohol Besitz des Volkes geworden ist. Daran aber kann jeder sein Teil beitragen, daß er mithilft, unsere Jugend vor dem Alkohol zu schützen. Gerade die jetzigen Wochen eines Freudentaumels sollten solches Tun bestärken. W.

Schweres Schiffsunglück im Hamburger Hafen.

Zwei Vermißte, 35 Verletzte.

Auf einer mit 94 Schauerleuten besetzten Motorbarkasse der Hamburger Stauereigesellschaft entstand inmitten des Elbstromes querab von der Werft Reiherstieg eine Explosion, die wahrscheinlich durch einen Vergaserbrand verursacht wurde. Die Barkasse geriet in Brand.

Der Explosion ging eine starke, fast haushohe Stichflamme voraus, worauf eine starke Detonation erfolgte, die weit herum im Hafen vernommen wurde. An Bord brach eine furchtbare Panik aus. Zahlreiche Arbeiter

stürzten sich in das noch immer mit Treibeis bedeckte eiskalte Wasser der Elbe,

andere blieben, vor Schreck gelähmt, im brennenden Boot liegen. Nur dem außerordentlich glücklichen Umstand, daß sich die Unglücksstelle gerade am Brennpunkte des Hafenverkehrs befand und das Unglück somit schnell von allen Seiten bemerkt wurde, ist es zu verdanken, daß die Katastrophe nicht größere Menschenopfer forderte.

Die von den Fahrgästen verlassene brennende Barkasse trieb noch auf der Elbe, als der Feuerlöschzug an der Unglücksstelle eintraf. Das Feuer konnte dann bald gelöscht und die Barkasse geborgen werden. Die beiden vermißten Personen sind noch nicht aufgefunden.

Die Ursache des Explosionsunglücks auf der Barkasse Nr. 15 der Hamburger Stauerei G. m. b. H. konnte trotz energisch durchgeführter Untersuchung bisher noch nicht festgestellt werden. Die Barkasse und auch der Motor waren jedenfalls entsprechend der Vorschrift, die eine Überprüfung dieser Fahrzeuge alle zwei Jahre verlangt, Ende März vergangenen Jahres untersucht und in gutem Betriebszustande befunden worden. Die Barkasse war auch nicht überlastet, da 94 Personen für sie zugelassen sind.

Festgestellt ist, daß weder der Vergaser noch der Benzintank explodiert sind. Es scheint vielmehr, als ob sich

unter den Flurplatten Benzin- oder Ölgase gebildet

haben, die plötzlich zur Entflammung gebracht wurden. Ganz ungeklärt ist es, wie dadurch der ungeheure Knall entstehen konnte, der weithin vernehmbar war. Durch die umhergeschleuderten Flurplatten wurden viele Arbeiter an Bord verletzt und trugen Knochenbrüche davon.

Von den 35 im Hamburger Hafenkrankenhaus eingelieferten Leuten liegen acht mit sehr schweren Verletzungen danieder. Wie sich bei näherer Untersuchung der Barkasse herausgestellt hat, ist der Motor des Schiffes nur wenig beschädigt, dagegen die Umhüllung stark verbrannt.

Ein Malermeister als elffacher Millionär.

Die Millionenschwindeleien bei den Leunawerken.

Die seit Monaten schwebende aufsehenerregende Betrugsangelegenheit bei den Leunawerken bei Halle a. d. S., durch die das Werk um mehrere Millionen geschädigt wurde, zieht größere Kreise. Der Verdacht richtet sich jetzt auch gegen zwei Mitglieder des Leuna-Direktoriums, und zwar vor allem gegen den Erbauer des Werkes, Oberbaurat Schönberger, sowie gegen den Vorsteher der Rechtsabteilung, Dr. Poller. Gegen Direktor Schönberger, der vor einigen Tagen ganz plötzlich seinen Posten im Leunawerk aufgegeben hat und nach Ludwigshafen, dem Hauptsitz des Konzerns, verzogen ist, hat der Untersuchungsrichter bereits die Voruntersuchung eingeleitet. Der Verdacht gegen die beiden Direktoren soll sich in der Hauptsache darauf beziehen, daß sie aus noch nicht aufgeklärten Gründen die Aufdeckung der Millionenbetrügereien des Leipziger Unternehmers Schönfeld und der mit ihm in Verbindung stehenden Beamten der Holzwerkstätten der Leunawerke verhindert haben.

Schönfeld hat bisher rund zweieinhalb Millionen Mark aus den Leunawerken herausgeholt, während eine von ihm angestrengte Klage auf Zahlung von elf Millionen Mark, die er auf gefälschte Rechnungen und ähnliche Unterlagen stützt, noch schwebt. In Leipzig, wo er früher

lediglich Inhaber einer kleinen Malerfirma

war, gilt er als einer der reichsten Leute mit dem Spitznamen „der kleine Stinnes“. Von seinen durch die fortlaufende Einreichung fingierter Rechnungen erhaltenen Summen gab er etwa 25 Prozent an seine Helfershelfer im Leunawerk selbst, an Ingenieur Stocks und die Beamten Schleevoigt und Hechenberg, ab. Die von ihm

eingeklagten elf Millionen beziehen sich auf ganz einfache Anstriche

von Mauer- und Eisenwerken. Verantwortlich für Zahlungsein- und -ausgänge war der Chef der Bauabteilung, Oberbaurat Schönberger. Dieser hatte sich, nachdem er bereits mehrere Male vom Staatsanwalt vernommen worden war, nach Ludwigshafen zur Berichterstattung bei der Generaldirektion begeben. Nachdem das Verfahren gegen ihn nunmehr eingeleitet worden ist, erfolgte die sofortige Amtsniederlegung Schönbergers. Direktor Dr. Poller, der die abzuschließenden Verträge, darunter auch Lieferungsverträge, zu prüfen hatte, wird zum Vorwurf gemacht, daß er den Charakter der vorgelegten Scheinverträge nicht rechtzeitig erkannt habe.

Weibliche Sklaven.

Es gibt immer noch Leute, die ungläubig den Kopf schütteln, wenn von Mädchenhandel die Rede ist. Man hält es nicht für möglich, daß in dieser zivilisierten, von behördlichen Argusaugen überwachten Welt solches geschehen könne, daß die Verschacherung leichtsinniger oder unerfahrener Mädchen zu unsittlichen Zwecken ein richtiges Geschäft sei mit Angebot und Nachfrage, mit Vermittlern und Großhändlern, mit raffinierten Verschleierungen des Geschäftsbetriebes, als da sind: fingierte Eheschließungen, Mädchenengagements mit angeblich künstlerischen Zielen usw. Für irgendwo im Ausland — meist handelt es sich um osteuropäische oder südamerikanische Staaten — werden Erzieherinnen gesucht oder Tänzerinnen oder Filmdamen mit schöner Figur, so heißt es in irgendeiner Zeitungsanzeige, und es melden sich trotz aller bösen Erfahrungen, die schon mit solchen unbestimmten Annoncen gemacht worden sind, und trotz aller Warnungen wohlmeinender, ernster Freunde, immer wieder Mädchen, darunter auch solche, denen man mehr Klugheit und Vorsicht zutrauen würde, und wandern, ohne zu prüfen und ohne lange zu überlegen und zu erwägen, in die weite Welt hinaus und sind dann oft rettungslos verloren und heimatlos und an Körper und Seele zerrüttet. **Es ist traurig, aber es muß gesagt werden, daß gerade die kleinen Städte einen sehr hohen Prozentsatz dieser kostbaren „Mädchenware“ auf den Auslandsmarkt werfen. Aus einem kürzlich veröffentlichten Bericht einer Völkerbundkommission, die sich jahrelang und sehr eingehend mit dem Mädchenhandel befaßt hat, ergibt sich dies.** Und es ergibt sich weiter das Unbegreifliche, daß die leichtfertigen Mädchen vielfach bei leichtfertigen Eltern Unterstützung finden, und daß niemand da ist, der ihnen Hindernisse in den Weg legt! Darum kann man nicht oft genug auf dieses soziale und moralische Elend, auf diese körperliche und seelische Vergiftung [illegible] deutscher Mädchen, die durch glänzende Versprechungen in eine Falle gelockt wurden, hinweisen. **Dreimal und zehnmal sollten sich die Mädchen jedes nur einigermaßen verdächtige Stellenangebot aus dem Ausland durch den Kopf gehen lassen, um es dann — nicht anzunehmen!**

Volkstrauertag 1928.

Der Ausschuß für die Festsetzung eines Volkstrauertages, dem die Religionsgemeinschaften und die großen deutschen Körperschaften unter Führung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, e. V., angehören, beschloß im Benehmen mit den zuständigen Behörden einstimmig, den Volkstrauertag zum Andenken an die im Weltkrieg gefallenen Helden auch in diesem Jahr am fünften Sonntag vor Ostern „Reminiszere“ (4. März 1928) in ähnlicher Weise zu begehen, wie dies in den Vorjahren der Fall gewesen ist. Die Feier soll in Gottesdiensten, Läuten der Glocken im ganzen Reich und Saalfeiern bestehen. Zwecks Veranstaltung der Feiern in Berlin hat sich ein engerer Arbeitsausschuß gebildet, der mit der Vorbereitung der Feiern begonnen hat. Die immer noch ausstehende gesetzliche Festlegung des Volkstrauertages wird weiterverfolgt.

100 Bergleute verschüttet.

Aus Cali (Kolumbien) wird gemeldet, daß über hundert Grubenarbeiter bei Las Golondrinas verschüttet worden sind. Der Einsturz wird auf das Vorhandensein einer großen Höhle zurückgeführt, die sich 300 Meter unter der Erdoberfläche befand. Man befürchtet, daß alle Verunglückten getötet worden sind.

Alle Tage besser.

Röm. 13, 14: Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde.

Voriges Jahr ist der Franzose Coué gestorben, der die Leute lehrte: Sagt euch nur alle Tage „es geht mir immer besser“ — und es wird euch immer besser gehen. Ihm und allen, die sein Sprüchlein so gläubig nachbeten, ist die Gesundheit das Höchste. Darum dreht sich all ihr Denken und all ihr Mühen. Und so denken unendlich viele; es gehört mit zum Elend unserer Zeit, daß es so viele sind. Gewiß ist die Gesundheit ein hohes Gut und man soll sich ernst um sie mühen. Aber man soll sie nicht überschätzen. Wer das wirklich fertigbringt, wie man sagt, so „ganz allein seiner Gesundheit zu leben“, der ist von der menschlichen Würde herabgestiegen. Alles um das leibliche Wohlergehen — das genügt etwa für eine Kuh oder ein Pferd. Für einen Menschen kommt es eben nicht allein und nicht einmal zuerst darauf an, daß es ihm immer besser geht, sondern, daß er immer besser wird! Darum sein Leben lang zu ringen, das lohnt sich. So alle Morgen aufzustehen: es soll mir heute wieder besser gelingen, besser zu werden, das allein ist wahrhaft menschlich. Aus diesem unablässigen: „Es soll immer besser in mir und durch mich werden“ stammt das Besserwerden des einzelnen, der Fortschritt der Familien, der Völker, der Menschheit. Das andere ist Philistertum; dies ist Heldentum. P. H. P.

Gereimte Zeitbilder.

Von Gotthilf.

Herr Blun (sprich: Blöng), was ein Franzose ist,
Ein Zeitgenosse und ein Journalist,
Der schleimt' und schneuzte sich in dem „Journal“
Und schrieb: „Oh, dies Berlin ist ein Skandal!“

Herr Blun hat die Silvesternacht durchwacht
Und was so drum und dran ist mitgemacht
Und stöhnte dann: „Berlin, das ist zu doll,
Und die Berliner, die sind dicke voll!

Ja, die Berliner ziehen keinen Flunsch
Und saufen alle reine nichts als Punsch,
Und zentnerweise essen Mann und Frau
Teils Karpfen polnisch und teils Karpfen blau.

Und ach! die Weiber, das ist eine Zucht,
Die kriechen ja erst morgens in die Bucht
Und randalieren, wenn der Tanz sie packt,
Teils im Dreiviertel- und teils ohne Takt.

Da seht euch uns Pariser einmal an!
Oh! non, da ist nu nicht zu tippen dran!
Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
[illegible]
Hier in Paris, da kriegst du's vorgemimt.

Wir sind die Hüter echter Sittlichkeit!
Paris — oh! non, da geht man nie zu weit,
Und die Pariserin ist kalt wie Stein,
O Jott! dies Kind — kein Engel ist so rein!“

Herr Blun (sprich: Blöng) hat dieses phantasiert
Und alles auf Französisch hingeschmiert,
Und, paßt mal auf! jetzt macht vielleicht zu Haus
Poincaré 'ne Sonntagspredigt draus.

Legt's zu dem übrigen! Ich hab' vom Blöng
Nunmehr die Neese end- und gründlich pläng
Und freue mich, daß es auch and're gibt,
Und daß uns wenigstens Zaleski liebt.

Nicht wahr, du gutes, edles Pollenherz,
Wenn du uns lobst, ist's kein Silvesterscherz?!
Ich wünsch', zum Dank, weil deutsch dein Herze pocht,
Daß man den Karpfen nur noch polnisch kocht!

(1. Fortsetzung.)

Das Bild stand lange vor seiner Seele.

„Sterben ist nichts, doch leben und — — und — —“ Er griff mit der Rechten ins Leere. „Und nicht leben können, das ist das Unglück.“

Das kleine Mädchen, das am Gitter stand, sagte fein und zart zu dem sonderbaren Manne, der die Lippen bewegte und doch nicht sprach und vor sich hinsah und doch nichts sah: „Tut dir was weh?“

Da erwachte Sohr, schüttelte sich und frug mechanisch: „Warum?“

„Und das kleine Mädchen sagte: „Weil du weinst.“

Da strich sich Sohr mit dem Handrücken über die Wangen. „Naß, wahrhaftig.“

Und als das Mädchen weiter fragte: „Du hast wohl kein Taschentuch?“ und ihm das ihrige hinhielt, da weinte Sohr wirklich und sagte unter Lächeln: „Ja, mein Kind, das habe ich noch, das noch,“ und ging weiter, und das Mädchen blickte ihm nach.

Der Professor mußte recht haben: er war noch lange nicht gesund.

* * *

Die Friedrichstraße war Sohr hinuntergegangen und stand jetzt unter den Linden. Bei jedem Schritt, den er getan hatte, hatte ihn etwas an früher erinnert. Hier bist du vor Monaten mit dem und dem gegangen. Als du vor Monaten hier gingst, war das so und so. Vor Jahren hast du da drüben bei Markgraf deiner Frau einen Schmuck gekauft. Als du am letzten Male hier warst, begegnete dir — — —!

Er schlug mit der Faust durch die Luft. Wozu dieses alberne: als du. Es war doch vorbei. Er riß sich zusammen. Er wollte nicht mehr an sich denken, nicht mehr an die, die für ihn tot sein mußten, nicht mehr an die Vergangenheit und das, was war.

„Du mußt raus aus diesem Trubel!“ entschied er, „mußt aufs Land auf irgendeine Klitsche als Knecht oder Verwalter oder Inspektor. Mußt arbeiten, bis du stumpf und dumm bist und ein neues Ich in dir geboren ist.“

Da war eine Bank.

Sohr setzte sich. Den Koffer stellte er zwischen seine Füße. Ihm war trostlos zumute.

Keine Aufgabe und kein Ziel haben ist schlimmer noch wie keine Hoffnung haben. Man ist so leer dabei und man fühlt sich, als ob nichts mehr in einem wäre. Man hat keinen Teil mehr an irgendwelchem Geschehen, was es auch sei und wen es betreffe, man ist nicht mehr wer, sondern nur noch was. Eine belanglose, überflüssige Sache.

Ob unter denen, die da die Linden entlang hasteten, geschäftig, eilig, wichtig, als ob von ihrem Gehaben das Weltendasein abhinge, auch welche waren, die nach Geld rannten, um den nächstfälligen Wechsel einlösen zu können? So wie er gerannt war von Pontius zu Pilatus und von Tür zu Tür.

Verflucht! Wie hatten ihn seine Geschäftsfreunde behandelt, denen gegenüber er sich von vorbildlicher Treue gezeigt hatte, die nie vergeblich zu ihm gekommen waren, wenn einmal Verlegenheit oder Not vor ihrer Tür standen.

Und das war oft geschehen.

Ihn hatten sie immer bereitgefunden und nicht wenige dieser ihm Verpflichteten hatten von „Nievergessen“, „Immergedenken“ und „aufrichtiger Dankbarkeit“ gesprochen.

Und als es dann am Dankbarkeits-Bezeugen war, als sie bezahlen sollten, was sie empfangen hatten, da hatten sie sich verleugnet und ihn auch. Schandbar hatten sie ihn behandelt und vor sich selber schämte sich Sohr heute noch . . .

Ein Männerwort ist noch lange kein Manneswort. Das hatte er sehr deutlich erkennen müssen und auch über Gut und Böse, Recht und Unrecht hatte ihm das Leben ein besonderes Brevier gelesen. Was den einzelnen gut war, das war richtig und was ihnen nützte, das war gut und ob sie die dunkelsten Wege gingen und die schiefsten Dinge taten, sie taten doch recht und ob sie Dreck am Stecken hatten, klumpenweise, sie waren doch ehrbare Herren.

Sonderbar, daß ihm das alles jetzt erst kam. In der Charité hatte er mit keinen Gedanken an „einst“ gedacht, er mußte da in einer anderen Welt gelebt haben, in einer Welt, zu der das Draußen nicht hereingelassen wurde.

Und wie war er da eigentlich hingekommen? Ja, wie war das doch?

Ach so; es war da mit einem Male aus gewesen. Zwangsversteigerungsvermerk im Grundbuch auf seinem gesamten Besitz! Wegen vier Kundenwechseln über je sechstausend Mark, die er empfangen und weitergegeben hatte und die diejenigen, die sie einzulösen verpflichtet waren, nicht eingelöst hatten. Ja, so war das.

Wechsel sind ein goldener Galgen.

Wenn er das doch früher gewußt hätte!

Als er es wußte, nützte ihm die Weisheit nichts mehr. Und von dem Galgen konnte er sich nicht lösen.

Es war ganz plötzlich vorbei mit ihm. Die letzte Hoffnung hatte getrogen, der „letzte Freund“ gelogen, kein Weg mehr offen.

In völliger Umnachtung mußte er sich befunden haben, als er vor dem „Fürstenhof“ über die Königgrätzer Straße ging, in der Absicht, sich zu Tode fahren zu lassen. Heute noch wußte er nicht, was eigentlich den unmittelbaren Anlaß zu diesem Entschlusse gegeben hatte. Er sah nur noch die Vollendung vor sich, fühlte das heransausende Auto, hörte die Rufe der Passanten. Schreie hörte er, fühlte heute noch, wie er damals die Augen schloß und wie er dachte: „Jetzt — jetzt!“

Dann war ein Feuerball vor seinen Augen gewesen und dann war er nach drei Tagen Bewußtlosigkeit in der Charité erwacht.

Als es wieder soweit mit ihm war, daß er sich aufrichten konnte, hatte er auf der Tafel über seinem Bette den Krankenbefund gelesen: Schädelbruch, Schulterbruch, innere Verletzungen und Fleischwunden an Kopf, Brust und Armen.

„Mit welchem Rechte eigentlich,“ fragte sich Sohr, „hat man dich damals in jenes Haus gebracht, mit welchem Rechte dich gepflegt, geheilt und dem Leben wiedergegeben. Alles gegen deinen Willen. Mit welchem Rechte legt ein Unsichtbares einfach Beschlag auf dich. Wem denn bist du verpflichtet oder verbunden, wem? — Den Menschen, dem Staat, der Gemeinschaft von zweiundsechzig Millionen dir vollkommen gleichgültiger Kreaturen, von denen dir keine einzige helfen konnte und wollte in deinen persönlichen Angelegenheiten und die dir jetzt nur geholfen haben als Sache, aus reinem puren Eigennutz und in der Erkenntnis, daß ihnen die Unterhaltung eines gesunden Menschen immer noch billiger zu stehen kommt wie die eines Kranken.“

So gingen seine Gedanken durcheinander, wirr und unlogisch, und nach jeder Gedankenreihe fuhr die Hand an die Stirn, als ob sie bannen und hemmen könne, was da drinnen kreiste.

Endlich fuhr er auf.

„Fort, fort! Ich muß fort, wenn ich nicht wahnsinnig werden will. Fort! Aber wohin?“

Und er setzte sich wieder, zog sein Portemonnaie, zählte eine Mark und dreiundzwanzig Pfennige und ging wie ein Fremder väterlich mit sich selber zu Rate.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280115-10/fragment/page=0002

Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 6 Sonnabend, den 14. Januar 1928 41. Jahrgang

Katastrophen und ihre Lehren.

Das Jahr hat böse begonnen. Aus aller Welt erhalten wir Hiobsbotschaften, die uns das Blut erstarren machen. Die Blizzard-Katastrophe in Nordamerika wird von der furchtbaren Wassersnot in England und vor allem in London abgelöst. Erschreckend mehren sich die Nachrichten von Eisenbahn-, Auto- und Schiffsunfällen, in deren Chronik um ein Haar an hundert und mehr fröhliche deutsche Bodenseebesucher als unglückliche Opfer verzeichnet worden wären, wenn nicht im letzten Augenblick die Rettung gelungen wäre. Auch der weiße Tod geht wieder in den Bergen um und reißt manches am Morgen noch frisch und wagemutig von der Hütte aufgebrochene Menschenkind jählings mit seinen Schneemassen in die gähnende Tiefe. Schauder erweckte wohl überall im deutschen Vaterland das entsetzliche Explosionsunglück im Nordosten der Reichshauptstadt, dem siebzehn Unglückliche zum Opfer gefallen sind. Die grauenerregende Erscheinung des sogenannten „Parallelismus der Geschehnisse" hat leider auch hier eingesetzt. Noch waren die Aufräumungsarbeiten in der Landsberger Allee zu Berlin nicht beendet, da suchte das grausame Schicksal in Gestalt explosiver Gase schon eine Villa im Westen der Reichshauptstadt heim. Ueberall scheint Tod und Verderben zu lauern und unzählige arme Opfer des Verkehrs, des Berufes, aber auch — wir wollen es nicht beschönigen — des eigenen Leichtsinnes werden von einer Minute, ja von einer Sekunde zur anderen in namenlose Leiden oder gar in den Tod gestürzt. Die Erinnerung an die liebenswürdige jugendliche Tänzerin Lucy Kieselhausen, die am zweiten Weihnachtsfeiertage der Explosion einer kleinen unscheinbaren Benzinflasche zum Opfer fiel, sollte uns zu denken geben. Die meisten Unglücksfälle, ja selbst große Katastrophen, sind von uns selbst verschuldet. Kleine Zufälle vermehren noch die Ausmaße solcher schrecklichen Ereignisse, die in ganz kurzer Zeit Glück, Leben, Gesundheit und Gut ins Nichts zerstieben lassen. Ein aus Lässigkeit aufgedreht zurückgelassener Gashahn, der mittelst Gas gesuchte und meist gefundene Freitod eines Lebensmüden, die Fahrlässigkeit nur eines gegen die Vorschriften handelnden Mannes in einem großen Betriebe, — die Handlung auch nur einer Sekunde, eine kleine Vergeßlichkeit — alle setzen das Leben oft vieler Mitmenschen aufs Spiel. Oft geht es gut. Wie wir aber aus der sich furchtbar mehrenden Unfallchronik unseres kaum begonnenen Jahres mit Grauen ersehen, greift die Hand des Geschickes auch sehr oft furchtbar in das rastlose Triebwerk unserer Tage. Erschütternd müssen wir es uns schon gestehen, daß sich die durch Technik und Geist unterjochte und dienstbar gemachte Materie doch hier und da wieder frei zu machen bemüht und grausam an ihren Unterdrückern zu rächen weiß. Noch immer hassen die Elemente das Gebild aus Menschenhand. Den ungeheuren Auswirkungen von Erdbeben, gewaltigen Orkanen, Feuersbrünsten, Wasserfluten ist selbst unsere Technik mit allen ihren Wundern, die wir mit Recht immer wieder nur bestaunen können, nicht gewachsen. Auf den Wogen des Meeres, in der Tiefe der Bergschächte, droben auf den klaren Firnen und Gipfeln, im brausenden Expreßzug oder im kühn über die Lande dahinschwebenden Flugzeug, ja letzten Endes selbst in unsern eigenen bescheidenen vier Wänden, in unserm trauten Heim, — überall und überall weiß uns Gevatter Tod zu finden; überall und zu jeglicher Stunde müssen wir uns bereithalten, dem Schicksal Rede und Antwort zu stehen. Wir können und dürfen nicht hochmütig und selbstbewußt glauben, daß wir die Herren der Welt sind. Ein höherer Herr steht droben, Gott, Schicksal, wie man das unbekannte und doch in uns und um uns dauernd schaffende und wieder zerstörende Wesen auch nennen mag, und wird uns richten zu seiner Zeit. Was wir aber tun können, unser Schicksal selbst zu schmieden, das sollten wir nicht versäumen. So mögen die Erfahrungen, die wir in harten Prüfungsstunden gesammelt haben, uns und unserer Mitwelt zu gute kommen und uns lehren, vorsichtiger, sorglicher und klüger auch im rasenden Rhythmus und Getriebe des Alltags zu sein, um uns, unsere Lieben und alle Mitmenschen nach unserm bescheidenen Vermögen vor Schaden und Schicksalsheimsuchungen zu bewahren.

Risikoträger.

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Nur derjenige, der es am eigenen Leibe erlebt hat, weiß, was es heißt, Risikoträger zu sein. Wer regelmäßig alle Woche oder alle Monate seinen Lohn oder seinen Gehalt empfängt, kann wohl Sorge haben, auszukommen, er kann aber, — sofern er nur eine solide Wirtschaft treibt und nicht über seine Verhältnisse lebt —, nicht in Schulden geraten oder gar in eine schwere Daseinskrise stürzen. Die Lohn- und Gehaltsempfänger sind auch in ihrer Mehrzahl vor den materiellen Gefahren gesichert, die ihnen und ihren Angehörigen durch Krankheit, Unglücksfall, Invalidität oder Tod drohen. Demgegenüber haben diejenigen, die selbstverantwortlich einen Wirtschaftsbetrieb führen, keine Gewähr dafür, daß ihnen auch nur die bescheidensten Daseinsmöglichkeiten gesichert bleiben. Sie erleben Zeiten nicht nur ausreichenden, sondern sogar reichlichen Verdienstes, aber auch andere Zeiten, in denen sie nicht nur nichts erwerben, sondern sogar noch aus ihrem eigenen Vermögen zusetzen. Im Gegensatz zu denen, die man vielleicht als „Staatsrentner" im weitesten Sinne des Worts bezeichnen kann, bilden die selbstverantwortlich Wirtschaftenden, die „Risikoträger". Sie stehen nicht nur zu den gesicherten Existenzen, sondern auch zu den jedes Risikos enthobenen Betrieben der öffentlichen Wirtschaft in einem Gegensatz. Sie haben Steuern zu zahlen, — die nicht einmal immer an die erzielten Geschäftsgewinne anknüpfen, — sie müssen das angelegte Kapital ausreichend verzinsen, haben große Schwierigkeiten, den neuen Kapitalbedarf zu erträglichen Bedingungen zu decken und tragen das volle Risiko der Rohstoffbeschaffung und des Absatzes. Diese Risikoträger sind es, auf welche die öffentlichen Organe zurückzugreifen gezwungen sind, wenn infolge einer allgemeinen Ungunst der Konjunktur das freie Einkommen der Rentenempfänger und Rentenanwärter sinkt, und wenn dann die öffentlichen Zuwendungen an solche Personen erhöht werden müssen. Aber die Ungunst der Konjunktur lastet ja auch auf den erwähnten Risikoträgern, schmälert ihre Einkünfte und macht sie gegenüber dem öffentlichen Finanzbedarf weniger leistungsfähig als zuvor.

Vom Standpunkt unserer nationalen und wirtschaftlichen Zukunft aus gesehen, ist der Rückgang der Zahl der Risikoträger eine ernste Gefahr. Ein Rückgang der Krisengefahren ist leider nicht zu erwarten, — im Gegenteil. Da wir jetzt vom Auslande wirtschaftlich viel abhängiger sind als vor dem Kriege, sind unsere eigenen Bemühungen auf Eindämmung der Krisengefahren fast völlig zur Ergebnislosigkeit verurteilt. Unsere Reparations- und unsere privaten Darlehensgläubiger können bis zu einem gewissen Grade die Hauptschwere einer Wirtschaftskrise auf uns abwälzen, indem sie uns die Kapital- und Rohstoffversorgung erschweren und ihren Einfluß aufbieten, um uns die ausländischen Absatzmärkte zu sperren oder doch einzuengen. Wenn wir also leider feststellen müssen, daß die Gefahr wirtschaftlicher Rückschläge nicht weniger dringend geworden ist, als sie es bisher war, so ist es nicht ungefährlich, die Kreise der wirtschaftlichen Risikoträger noch weiter zu verkleinern. Wer ist denn eigentlich Risikoträger in der Wirtschaft? Es sind alle Privatunternehmer, soweit sie nicht ein Monopol genießen oder durch irgendwelche Stellen einen unter allen Umständen gesicherten Absatz gewährleistet erhalten haben. Zu den Risikoträgern gehören also die Kleingewerbetreibenden genau so gut wie die Industriellen, die Inhaber von Kleinhandelsgeschäften nicht weniger als die Groß- und Ueberseehändler, die Hersteller ebenso wie die Inhaber von Reparaturbetrieben. Es wäre sehr schön, wenn es möglich wäre, allen wirtschaftlichen Existenzen das Risiko abzunehmen. Aber das ist unmöglich. Wo es versucht worden ist, — z. B. in Sowjetrußland —, hat man damit kläglichen Schiffbruch erlitten. Darum sollten diejenigen Männer, denen die Führung unserer politischen und wirtschaftlichen Geschicke anvertraut ist, überlegen, ob wir auf dem bisherigen Weg der Schaffung immer neuer Staatsrentner und der weiteren Verringerung der wirtschaftlichen Risikoträger fortschreiten dürfen, ohne Gefahr zu laufen, daß uns das kunstvolle Gebäude bei dem ersten großen Sturm zusammenbricht.

Jugend und Alkohol.

Die „Bockbier-Saison" hat begonnen. Außerordentlich zahlreich jetzt die großen und kleinen Gaststätten, die durch die sonderbarsten Plakate draußen und die phantastischen Ausschmückungen innen das Publikum beiderlei Geschlechts anlocken, dem dunklen Naß des „Bockbieres" ein Opfer zu bringen und sich dem ungebundensten „Freuet euch des Lebens" hinzugeben. Und wer in diesen Sturm der Lebensfreude hineingerät — gleich, ob gewollt oder ungewollt — der wird mehr oder weniger einfach mitgerissen. Nun schadet es ganz gewiß keinem Menschen, wenn er einmal gleichsam wie auf leichten Flügeln sich über alle Sorgen des Lebens erhebt oder erheben wird — wenn er nur dabei die Grenzen der Vernunft nicht überschreitet. Für den, der die Menschen auch gerne beobachtet, wenn sie sich der ungebundenen Freude hingeben, gibt es in diesen Tagen viel Interessantes, aber auch Abstoßendes zu sehen. Dazu gehört z. B., wenn ein Uebermaß des tückischen braunen Gerstensaftes seine Wirkung ausübt und dann das zunächst harmlose Narrenspiel sich in unangenehmen Ernst verwandelt. Bedenklich, ja sehr bedenklich, wenn sich die Jugend so von 16—20 Jahren beiderlei Geschlechts dem Alkohol so weit hingibt, daß sie die Besinnung verliert und etwas tut, was sie vielleicht lebenslang bereuen muß. Wir sind ja leider in Deutschland in bezug auf Alkoholverbrauch jetzt beinahe wieder auf „Friedensstand" angelangt. Es wurden nämlich laut Statistik im Jahre 1926 bereits 48 076 000 Hektoliter Bier oder 76,3 Liter pro Kopf verbraucht. Dazu kommen dann noch die nicht kleinen Mengen an Wein, Schnäpsen und Likören sowie sonstigen alkoholhaltigen Getränken. An diesem gewaltigen Konsum hat unsere Jugend — soweit sie nicht alkoholgegnerisch ist — [illegible] ein Gegner jed[illegible] uß man doch zug[illegible] übermäßige Al[illegible] moralischen

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

1.

„. . . also leben Sie wohl und behüt' Sie Gott," sagte Professor Carsten und hielt Sohrs Hand in der seinen.

Das war Abschied.

Sohr sah dem alten Herrn, der sich so lange um ihn bemüht hatte, fest in die Augen, sagte aber nichts und wußte auch nicht, was er hätte sagen sollen. Es wäre wohl für ihn das Richtige gewesen, wortlos zu gehen. Das aber konnte er nicht, weil der Professor seine Rechte immer noch mit beiden Händen schüttelte und drückte.

„Wir lassen Sie nur ungern fort, aber wir lassen Sie fort," redete der Professor weiter. „Des Menschen Wille ist nicht immer sein Himmelreich, mein lieber Sohr. Bei Ihnen schon gar nicht. Geben Sie sich keinen Täuschungen hin, Sie sind immer noch Patient und noch lange nicht gesund. Da Sie aber durchaus wollen, dann nochmals: Mit Gott und alles Gute."

Sohr lächelte zu den Worten des Alten, zog seine Rechte aus der des Arztes und strich sich über die Stirn.

„Mit Gott und alles Gute," wiederholte er. „Hm — na ja, sowas muß es auch geben," drehte sich um und schritt der Tür zu.

Dort stand Schwester Marianne, die ihn gepflegt hatte. Sie stand da wie Mensch gewordene Güte und Ergebenheit, an den Türpfosten gelehnt, in einem Sonnenstrahlenbündel, das durch das Fenster fiel.

„Na, Schwesterlein, auch ein Wort von Gott und dem Guten für mich gänzlich Verlorenen?" fragte er, aber Schwester Marianne schüttelte nur den Kopf. Sie kannte ihn ja. Den Gott, den er verloren hatte, konnte ihm nur das Leben wiedergeben.

„Das Schweigen danke ich Ihnen, Schwester," sagte Sohr, „für die Pflege bringe ich es nicht fertig. Sie hätten mich in die Binsen gehen lassen sollen. Dafür hätte ich noch im Grabe für Sie gebetet. Wär' zwar auch Unsinn gewesen, aber immerhin: Denen, die glauben, soll's helfen."

Und zwischen Tür und Angel wendete er sich noch einmal um und sagte: „Es war Pfuscherarbeit, Herrschaften, die ich seinerzeit vollbrachte. Die Praxis fehlte. Wenn es wieder so trifft, geht es besser," und schritt über die Schwelle.

Im Geschäftszimmer nahm er seinen Koffer in Empfang. Auf der Straße empfing ihn das Leben.

* * *

Wie lange hatten die Aerzte und Schwestern des roten Backsteinkastens, der da hinter ihm lag, gebraucht, um den Zerschundenen zusammenzuflicken und wieder notdürftig auf die Beine zu stellen? Sohr rechnete.

Genau dreizehn Wochen waren es. Das bedeutete einundneunzig Tage Liebe, Güte, Aufmerksamkeit und schweigendes Dienen um einen Kerl wie er war, also um ein Etwas, um das es sich nicht lohnte.

Daß es so etwas noch gab.

Er schüttelte den Kopf. Dann drehte er sich um und blickte die Front des Gebäudes entlang. Charité — Krankenhaus stand in goldenen Lettern am Eingang.

„Charité" — dachte Sohr — „das heißt christliche Liebe und ist gut bezeichnet, aber warum Krankenhaus für mindestens zehn Gebäude? Da wäre doch der Plural richtiger gewesen."

Ihn störte das unfreundliche Aussehen der Gebäude. Er konnte das Aeußere mit dem darin herrschenden Geiste nicht in Einklang bringen, deshalb ging er die Straße rechts hinauf, um den ganzen Komplex zu umgehen. Er mußte sehen, ob da nicht doch irgendwo eine Abwechslung war in dem rotsteinernen Einerlei, gab es aber bald auf — es war eines der Häuser so nüchtern und kalt wie das andere.

Er hatte sonderbare Gedanken an diesem Morgen und keine erfreulichen.

„Krankenhäuser," dachte er, „Zuchthäuser, Gefängnisse, Polizeipräsidien, Kasernen, Gemeindeschulen und andere für die innere und äußere Wiedergeburt der Menschen errichtete Institute müssen sich wahrscheinlich gleichen. Die Spiritus rectoricis werden schon ihre Absicht dabei haben. nur die Kirchen dürfen eine Ausnahme machen aus wer weiß was für Gründen. Wahrscheinlich weil sie nur Sonntags in Gebrauch sind. Sie nutzen sich weniger ab."

Als er die Luisenstraße zurückkam, fiel ihm das Denkmal auf, das man da förmlich an die Mauer geklebt hatte. Er war doch eben erst vorbeigegangen und hatte es nicht gesehen.

Albrecht von Gräfe — stand unter dem lebensgroßen Bronzebild.

Wer war denn der gewesen? Allem Anschein nach einer, der die Blinden sehend gemacht hatte, damit sie klaren Blickes das Unglück in der Welt betrachten konnten, damit sie ni[illegible] neinsehen zu müsse[illegible] amit sie auch ihr [illegible], Edlen und Guten [illegible]

Es [illegible]

auch [illegible] raus haben, selbst [illegible] und Kranken

Ih[illegible] der [illegible] uber ist und

Zu[illegible] um [illegible] hthals Klage sprach[illegible] Und Sohr

[illegible] Lichte."

Nu[illegible] endet[illegible] gewollt voll-

[illegible] mehr [illegible] Schmelz, [illegible] hauen. [illegible] en — —

Wi[illegible] ute kam ihm nur [illegible] sehen — ein Ungl[illegible] kein Unglück! Nicht [illegible] da drinnen in diesen Häusern war es zu Hause das Glück. Da war man abgeschlossen von der Welt, da konnte das Außenstehende nicht herein, da war man blind für das Draußen. Da war man geborgen vor den Menschen und ihrem Tun.

Ein kleines Mädchen stand auch an dem Eisengitter vor dem Denkmal. Es hatte dem Monument den Rücken zugekehrt. Offensichtlich interessierte es der Lebende an ihrer Seite, der da unverwandt auf die Mauer starrte und ab und zu unverständliche Worte murmelte, mehr als das Bronzebildnis.

Sohr sah dieses kleine Menschenkind nicht, das immer näher an ihn heranrückte. Er sah auch das Monument nicht mehr und die steingemeißelten Buchstaben, aber ein Gehöft sah er in weiter, weiter Ferne, das lag mitten im Grünen und rundum wogte auf weiten Feldern ein Meer von goldgelben Aehren und darüber hinaus träumten die Berge, und an leuchtenden Morgen glitzerten an Millionen Grashälmchen blinkende Tröpfchen — die Tränen der scheidenden Nacht — in der Sonne. (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280115-10/fragment/page=0003
DFG